

ARCHIV  
für  
Natur, Kunst, Wissenschaft und Leben.

XVIII. Jahrgang.

1850.

Braunschweig,  
Verlag von Oehme & Müller.

## Die Tendenz

dieses Nationalwerks ist angenehme, nützliche Unterhaltung und wissenschaftliche Belehrung für jedes Alter. Vor Alem wird es ins praktische Leben einzugreifen suchen, und so von wohrem Nutzen sein. Alle Buchdruckungen, Reisungs-Expeditionen und Post-Kamter nehmen Verleihungen darauf an.



für

# Natur, Kunst, Wissenschaft und Leben.

1850.

Redacteur:

Carl Miller.

Braunschweig.

Verleger:

Gehme & Müller.

Der neuen Folge VIII. Band.

Nº 12.

Der ganzen Folge XVIII. Band.

## 146. Gottfried Kinkel.



er fühlt nicht Theilnahme an den Schicksalen eines Mannes, auf dessen Begeisterung für das Evangelium der Völkerfreiheit, ewige Nacht des Kerkers die Antwort derer war, die nicht begreifen, daß die Menschheit ewig dem Lebensstrome ihrer Entwicklung folgen muß, bis sie ihr leuchtendes Ziel erreicht hat, und das Banner der Liebe und Brüderlichkeit im Morgenscheine der Freiheit über alles Land herniederrauscht. Wessen Herz klopft nicht schneller bei dem Namen des sittlich-reinen, hochbegabten Führers seiner Partei, des deutschen Dichters Johann Gottfried Kinkel? Ist doch sein Leben ein Stück aus der deutschen Tragödie, ein mächtiges, furchtbartes, das uns das warme Herzblut erstarren läßt! Er ist erlegen unter einer Wucht von Beschuldigungen. Ob es eine verantwortliche Gewalt giebt, die solche zu tragen im Stande ist, darüber wird einst die Entscheidung furchtbar und schrecklich ausfallen. Die Wogen der Geschichte der jüngsten Vergangenheit, mit wie unerhörter Sturmkraft sie auch heranbranden mögen, werden dennoch das Andenken des freiheitbegeisterten Dichters nicht überflutthen, zu Seiten wird er im harmonischen Zusammenklang mit denen, anderer politischer Märtyrer hinaufzönen. Mögen diese Männer immerhin Schwärmer sein, mag zu weit getriebener Enthusiasmus die Schranken der Mäßigung und ruhigen Überlegung gebrochen, gefährliche Leidenschaften entfesselt haben —, einen unberechenbaren Gewinn, einen unschätzbaren Fortschritt verbauen ihnen die Völker: Enttäuschung, und Belehrung für die Zukunft. Dröhnen sind zwar die blutbespritzten Pforten des Tempels der deutschen Freiheit zugeworfen, die eisernen Schlüssel aber, die ihn einst wieder öffnen werden, kann keine irdische Macht vernichten.

Johann Gottfried Kinkel ist der Sohn des Predigers Kinkel aus Oberkassel, der, auf seinen Wunsch des Amtes entlassen, mit seiner Familie nach Bonn gezogen war, um dort, von Geschäften befreit, seine

## Der Preis

des Jahrganges von 12 Heftungen mit 24 Abbildungen, Bouquet und allen Beigaben ist 1 1/2 T.

ohne Vorabenzahlung. Jeder Jahrgang bildet ein in sich geschlossenes Ganze. Mit dem ersten Heft wird Umschlag und Titel, mit dem letzten das Register geliefert.

letzten Tage in Ruhe zu verleben. Gottfried's Knabenalter verlief sehr einsförmig. Die Mutter und besonders die älteste Schwester, zeigten das herbe Wesen protestantischen Separatismus; letztere übte gegen ihn wirkliche religiöse Tyrannie. Seine Erziehung, bei welcher sich der Vater sehr passiv verhielt, war ein Gemisch von Frömmigkeit und Strenge. So unter Anderm, mußte der Knabe täglich in der Ecke des Wohnzimmers niederknien, und gegen die Wand gekehrt, lange Gebete sprechen. Man schlug ihn in die Geistesfesseln einer starren Orthodoxie und des blinden Gottvertrauens. Begreiflich ging dieser Geist einer pietistischen Kirche auf ihn über, und umdüsterte auf manches Jahr hinaus seinen von Natur klaren, verständigen Blick mit dem Nebelstof einer irregeleiteten Weltentfaltung. Überall zog er sich schroff zurück, und als er das Jünglingsalter erreicht hatte, lebte er beseligt bald mit Helden, bald mit den Dichtern und Geistesfürsten aller Zeiten und Völker, ohne daß ihn diese Beschäftigung und die Gebilde seiner Phantasie den Schmerz der Einsamkeit und der Sehnsucht nach Liebe und Freundschaft vergessen ließen. Oft, wenn er noch um Mitternacht über einem alten Buche hing, kriegte Lühne Zukunftsgebanken in ihm auf, von einem hohen Eide, das er der Welt einst singen wollte; aber noch ahnte er kaum all die verborgenen Schäge seines Geistes, welche einem dorfnvollen und reichen Leben im Laufe der Jahre zu heben bestimmt war. Noch ließ sich jenes Eid durch Jugendträume einschläfern, bis die Liebe es endlich voll aus der befreiten Seele hervortrieß.

Kinkel begann seine theologischen Studien auf der Universität zu Bonn. Neben anderen Bekanntschaften machte er hier auch die eines sehr edlen Jünglings, des Sohnes des Oberschulrats Zeller aus dem Württembergischen, dessen Familie sich damals am Rhein aufhielt, während der Sohn seinen Studien oblag. Kinkel zeichnete sich unter den Musensohnen aus durch Fleiß, sein dichterisches Talent, und große Ebenbürtigkeit im Umgange. Schon die Natur hatte ihm einen seltenen Empfehlungsbrief durch sein Aussehen gegeben; wer konnte diese hohe, edle Gestalt, das treue, dunkle Auge nur sehen, ohne Vertrauen zu dem jungen, enthusiastischen Manne zu fassen? Was Wunder, daß man ihn gern in der hochgebildeten Zeller'schen Familie aufnahm, in welcher er auch bald die Erfüllung seiner Herzenswünsche fand. Es ward ihm zugleich der Verkehr mit der gebildeten Gesellschaft eröffnet, und fremde Lebenskreise zogen ihn in ihre Flüthen hinein. Der neue Umgang riß ihn aus seiner traumhaften Beschäftigung mit der Vergangenheit in eine reiche Gegenwart, die seinem angeborenen Ringen nach Humanität einen mächtigen Stützpunkt verlieh. Rasch machte er Fortschritte in den Wissenschaften; die evangelisch-theologische Facultät war, was die wissenschaftlichen Fähigkeiten betraf, von den Professoren Ritsch, Gack und Bleek würdig vertreten, wenngleich diese Männer neben den thürgen keine neuen Ansichten duldeten, und besonders

zu kämpfen und zu sterben. Es war gegen 10 Uhr Abends, als Gottfried zum letzten Mal die Schwelle seines Hauses betrat. Glühend umschlang ihn das geliebte, liebende Weib, und lag weinend an seiner Brust. Dann aber richtete sie sich stolz empor, und geleitete ihn zu den schlafenden Kindern. Gottfried küßte dieselben stumm, zog noch einmal sein Weib an das wild pochende Herz und stürzte hinaus. — Uebergehen wir seine Schicksale und Thätigkeit in der Pfalz und Baden. Am 29. Juni ward er gefangen. Er hatte sich mit einigen Schülern zu weit vorgewagt, und stürzte, von einer preußischen Kugel an der rechten Schläfe verwundet, bewußtlos zur Erde. Anfänglich trug man ihn mit, bis ein Kreuzfeuer seine Genossen zwang, ihn in einem Bauerhofe zu verlassen, wo ihn die Feinde unter den ärgsten Misshandlungen gefangen nahmen. Werkwürdiger Weise war in Bonn schon am Tage vorher diese Trauerbotschaft mit allen Nebenumständen erzählt. Johanna reiste unverzüglich nach Karlsruhe, um noch einmal in des Geliebten Auge zu blicken, seine Stimme zu hören. Nur mit Mühe gelang es ihr, eine kurze Zusammenkunft mit dem theuern Manne zu erhalten. Die Hoffnungen auf das Leben Kinkel's zerschnitten man rauh. Trostlos eilte sie nach Bonn zurück. Gottfried war heiter und gefaßt wie immer. Er glaubte nicht an seinen Tod und fürchtete ihn nicht, wenn er sich in jenem Glauben getäuscht sähe. In Karlsruhe und Rastatt erlaubte man ihm, mit seiner Frau zu correspondiren, sich auch mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen. Bald nachher führte man ihn nach Rangardt ab. Am 4. August 1849 stand er vor dem Kriegsgerichte zu Rastadt, wo er sich musterhaft vertheidigte. Als er das Gerichtszimmer verließ und in seine Zelle zurückgeführt war, beschlich ihn der Gedanke, daß man vielleicht doch das Todesurtheil über ihn aussprechen könne. Er glaubte an die Wahrscheinlichkeit eines solchen Richterspruches, und schrieb zwei Gedichte: „Mein Vermächtnis“ und „Vor den achtzehn Gewehrmäulern!“ Am 20. September ward ihm endlich das Urtheil bekannt gemacht, daß, ursprünglich auf Festungshaft lautend, durch den König in lebenslängliche Zuchthausstrafe verwandelt war. — Am 29. April 1850 stand er, schon auf Lebenszeit verurtheilt, noch einmal vor den Assisen in Köln, um Leben und Freiheit, die er nicht mehr hatte, zu vertheidigen. Einen auf Lebenszeit Verurtheilten noch einmal vor die Schranken des Gerichts zu zerren, erscheint ein Leichenraub — also hinweg mit dieser Scene, sowie über die ganze Zeit seines Elendes. Im Juni 1850 schrieb er unter Anderm seiner Gattin: „Was nun den Umstand betrifft, daß man Dir in Berlin den Zutritt zu mir verweigert hat, so gedanke ich Deinen Schmerz darum durch keine Trostgründe abzustumpfen. Ich habe mich fleißig mit der Geschichte von Männern beschäftigt, die für ihre Ueberzeugung litten, habe namentlich in meinem Fach als Kirchenhistoriker christliche Märtyrergeschichte studirt. Unter diesen Märtyrern waren nicht blos Leute des duldenden Gehorsams, sondern auch solche, welche das Militair aufforderten, aus dem Dienste zu treten, sich nicht zu stellen u. s. w.; auch solche, die Altäre zerbrachen und Götterbilder in Tempeln zerstörten: also Verbrecher gegen das Staatsgesetz. Aber in keiner dieser Erzählungen habe ich gefunden, daß man Freunden, Verwandten den Besuch des Sträflings wehrte. Sokrates wurde frei von seinen Schülern und Freunden im Kerker besucht, und diesem Umstände verdanken wir zwei der herrlichsten platonischen Gespräche. Johannes der Täufer war im Kerker in stetem Verkehr mit seinen Schülern, und von Christi Kreuz trieb kein Kriegsknecht die Mutter hinweg. So hat auch Cyprianus stets Freundesrost bis zu seinem Schaffot genossen; denn ihre Gegner waren freilich Heiden. Daß man das Weib, das nach Christi Botschrift ihren gefangenen Mann mit ihrem Kus und ihrer Treue aufzurichten kommt in einer neuen schrecklichen Phase seines Duldens (es ist die Versegung in das Zuchthaus nach Spandau gemeint), fern hält, das ist historisch neu. Gefangene besuchen gählt die Kirche unter die Werke der Barmherzigkeit, der christliche Staat verbietet es in seiner Haushaltung. — Sieh, Liebe, das ist mein Trost, daß an meinem Beispiel der Welt einmal Kunde wird, welcher Art unsere Gesetze sind, und das System, aus dem sie fließen. Läßt das gut sein und fasse Dich. Die Geschichte hat mit wenig Meisterzügen von des Sartans furchtbaren Gebeden jenen Galerius unauslöschlich in das Gedächtniß der schaudernden Menschheit eingezeichnet. Diese Geschichte las das Wort entdecken, das jenes Gesetz künftig bezeichnen wird. Dass der Dichter des „Otto der Schuß“ (eine von Kinkel's vortrefflichsten Dichtungen) um einer politischen That willen Wölle spalt, oder Buchstaben und Ziffern nachmalt, das, Liebe, ist ein Faschingscherz im Stile des Hans Sachs. Die Welt aber wird nicht so schnell lacht, als die verkehrte Welt des Faschings. Also läßt gut sein und harre aus.“ —

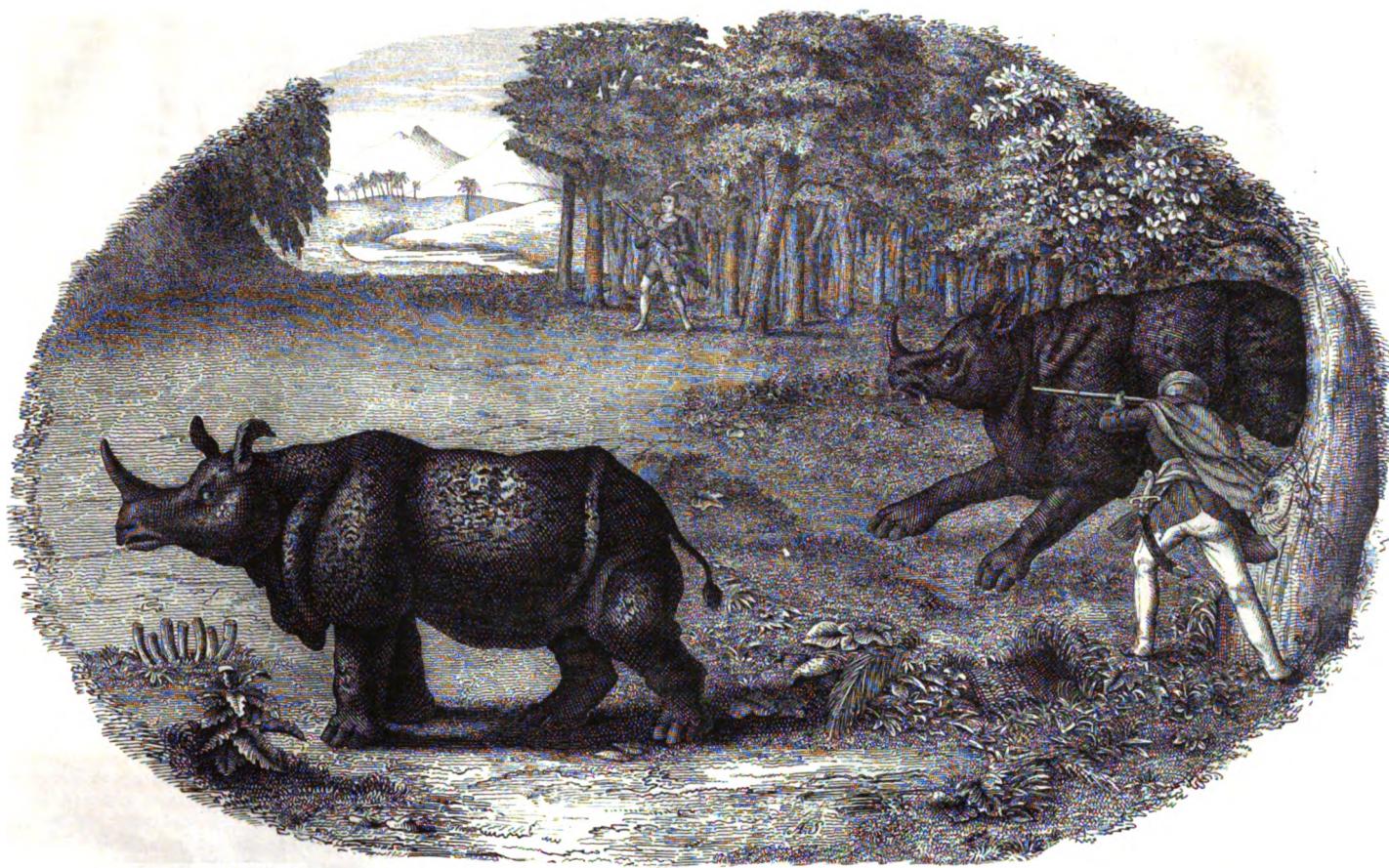
Der geistreiche, freiheitbegleitete Dichter und Volksführer ist be-

frei, seinen „legalen Dualen“ entzogen. Das Wie? und durch Wen? — ist gleichgültig. Er ist frei. Im November schrieb er von „An der See“ seiner Gattin: — „denn ich befnde mich ganz gesund und meine Freunde in Bonn würden bald merken, wenn sie mich mit Carl Schurz“ (er waren und sprachen hörten, daß ich das fröhliche ebensische Herz in der harten Einsamkeit noch nicht verloren habe. Sagt es alle Denen, die in Bonn und der Umgegend unserer alten schönen Fahne treu blieben, daß ich noch der Alte bin und es zu bleiben gedenke, bis ich für all' die Liebe, Theilnahme und Treue, welche so viele wackere Männer auf mich während meines Leidens gewandt haben, dadurch danken kann, daß ich alle meine Kräfte in den Dienst des Vaterlandes stelle. Denn ob ich wohl auch in der tiefen Gesangsnacht niemals nur einen Augenblick am Siege unserer Bestrebungen verzogte, sehe ich doch nunmehr mit besonders gewissen Hoffnungen in die Zukunft. . . . Es war eine im Leben einzige Minute, als nun Alles gerungen war, als Er (Schurz) zuerst auf der freien Straße mich umarmte, als ich dann nach anderthalb Jahren der Dual, an seine Brust gelehnt, in die rettende Nacht hineinfuhr und zwischen dunkeln mährischen Fichtenwipfeln der Morgen uns Glücklichen herausleuchtete! Der Freiheit, der Thätigkeit, der gelebten Frau und den lebhaften Kindern wiedergeschworen, werde ich erst, wenn volle Sicherheit in England mich umgibt und die ganze Ruhe in mein Gemüth einzieht, vollständig durchempfinden, wie viel ich der Treue meiner Partei und vor Allem der meines Freundes schuldig geworden bin.“ E. G.

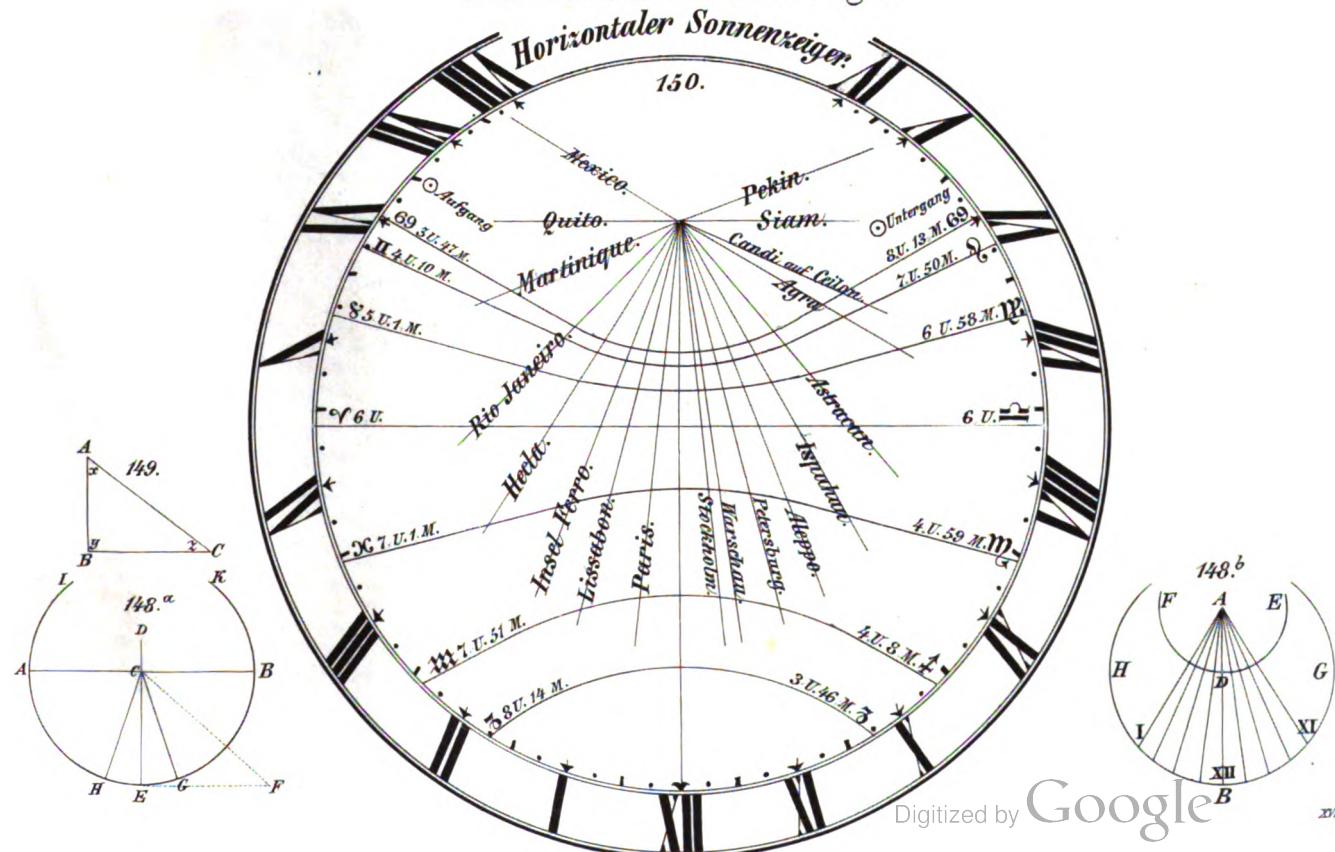
## 147. Das Nashorn oder Rhinoceros und seine Jagd.

Ein Land der Wunder liegt Indien vor uns da, ausgestattet mit Allem, was die reiche schöpferische Kraft der Natur hervorbringen vermochte. Die Erde trägt von selbst die Früchte, welche dem Menschen zur Nahrung dienen, herrliche Wälder gewähren kühlen Schatten, Quellen entströmen den Gebirgen, hier leise murmelnd, dort als Sturzbäche schwämmend, endlich gewaltige Ströme bildend, Vögel mit strahlendem Gefieder durchschwirren die Lüfte, schwingen sich von Zweig zu Zweig, und dem Beobachter sieht sich eine Ueberfülle von Thiergattungen, wie sie kein anderer Theil der Erde aufzuweisen hat. Aber der Mensch soll nicht in träger Ruhe dahinleben, und so wie er in andern Himmelsstrichen im Schweiße seines Angesichtes seine Nahrung dem Erdboden abringen muß, hat auch dieses süppige Klima neben dem Segen, den es gewährt, seine Schrecken, und wie die Natur hier Alles erschuf, was die Genügsucht der Menschen befriedigen kann, entwickelte sie, als Schattenseite, auch alle ihre Schrecken. Erdbeben erschüttern das Land, tobende Stürme verheeren die Felder und Wälder, und was die Natur an wilden, gefährlichen Thieren und giftigem Gewürz hervorbrachte, ist Alles hier versammelt, um das Menschengeschlecht vor dem Verstinken in träge Euthanasie zu bewahren. Unter strahlenden, duftenden Blumen schießt die giftige Schlange hervor, deren Biß augenblicklich tödet, quälende Insecten verschrecken Nächts den Schlaf, und in den Dschongeln lauern der kühne Löwe, der blutgierige Tiger dem einsamen Wanderer auf, während des Nachts die grimmige Hyäne ihn umschleicht und den Ermordeten mit ihrem furchterlichen Gebisse zerfleischt. Indien ist auch das Land, welches die Natur mit jenen phantastischen Ungeheuern bevölkerte, die schon durch ihre Riesengröße imponiren, und gegen die das ganze Menschengeschlecht vergebens antragen würde, hätte die Natur ihnen jene Bildheit, jene Mordlust eingeschöpft, wodurch andere asiatische Thiere so furchtbar werden. Aber der Elefanten läßt sich durch den geistig ihm überlegenen Menschen zum Haustier zähmen, und das durch seinen bloßen Anblick Entgegen einflößende Rhinoceros ist so friedliebender Natur, daß es nur im äußersten Nothfalle, nur wenn es auf das Aergste gereizt wird, sich zum

\*) Carl Schurz war früher Student in Bonn, begleitete Kinkel, mußte wegen des Feuergeschüses in Siegburg flüchtig werden, lauchte im Generalstab der Pfälzer Revolutionsarmee wieder auf und fand später ein Asyl in der Schweiz. Er ließ sich durch kein Hinderniß zurücktrecken, mit persönlicher Gefahr sich nach Preußen zu begeben, um dort, selbst geachtet, das große Werk, Kinkels Bekämpfung zu verhindern und glücklich zu vollbringen. — Uebrigens machen wir in Beziehung auf Kinkels Leben auf das vortreffliche Buch von Adolph Strodtmann „Gottfried Kinkel. Wahrheit ohne Dichtung“ aufmerksam. Ein biographisches Stüdzibuch wie wir deren wenige besitzen. Möge der geistreiche Verfasser mir Verzeihung verzeihen. E. G.



Das Nashorn und seine Jagd.



Kämpfe bewegen läßt, sonst aber gern denselben ausweicht. Sonderbar, daß grade diese beiden genannten Thiere, deren Charakter an sich durchaus harmlos ist, die wütendsten Feinde sind, und daß das Rhinoceros mit dem Elephanten oft Kämpfe auf Tod und Leben bestehen muß. Ein reisender Engländer beschreibt solchen Kampf. Eines Tages, erzählt er, überschauete ich von einem niedern Hügel aus eine fast unübersehbare Ebene Ceylons und erblickte zu meinen Füßen weite, wallende Maisfelder. Plötzlich brach aus einem nahen Walde ein Trupp von 7 oder 8 Elephanten hervor und begann die Felder zu verölligen. Es war ein wunderschöner Anblick wie diese Thiere mit Hilfe ihres Rüssels das Getreide wegräfften, in großer Garben fästeten und in den Wald trugen, aber bald darauf, um sich mit neuer Beute zu beladen, zurückkehrten. Dies wähnte ungefähr eine Stunde. Unterdessen war die Sonnenglut so stark geworden, daß ich ungestattet eines großen Schirms und trotz meiner weiten und leichten Kleider in Schweiß gleichsam gebadet war und von einer außerordentlichen Schwäche mich befallen fühlte. Ich ging weg, um mich im Schatten zu lagern und zu erwarten, bis sich entweder die Hölle beim Herabsinken der Sonne nach dem Horizonte vermindere, oder wenigstens ein leichter Wind die Atmosphäre erfrische. Die Elephanten thaten dasselbe; sie lagerten sich im Schatten einiger Bäume auf den Maisfeldern. Während man nun so nicht das kleinste Geräusch vernahm, kam ein großes Nashorn herbeigelaufen und stürzte sich mit der diesen Thieren eigenthümlichen Begehrde, ohne weiter die Umgebung zu beachten, auf dasselbe Feld. Gleich erhoben sich die Elephanten, und rannten mit hoch erhabenem Rüssel und vorgeckten Zähnen dem Feinde entgegen. Das Nashorn hatte sich noch nicht auf den Widerstand vorbereitet, als bereits die Elephanten mit ihren Rüsseln über dasselbe herfielen, ein Stoßzahn in seinem Unterleib drang und ihm eine breite Wunde beibrachte. Es stieß ein erschreckliches Gebrüll aus, wieh etwas zurück und warf sich dann auf den Elephanten, der es verwundet hatte. Der Elephant brach bei dem furchterlichen Anlauf und Stoß zusammen, das Horn des Rhinoceros und beinahe dessen ganzer Kopf war in den Bauch des armen Thieres gedrungen. Bei diesem Anblick griffen sämtliche Elephanten den Feind mit erneuter Wuth an. Sie erzeugten auf allen Seiten eine Wolke von Sand und Maisstoppeln. Man vernahm ein entsetzliches Getöse und ich konnte den weiteren Verlauf des Kampfes nur nach der Beschaffenheit dieses Getöses beurtheilen; denn ich unterschied sehr genau die donnernde Stimme des Nashorns und das Geschrei der Elephanten. Auf einmal verdoppelte sich der Kärm, ein noch dichterer Wirbel von Staub verhüllte die Streitenden; hierauf endete das Getöse, die Staubwolke legte sich und alles wurde ruhig. Das Rhinoceros war tot; neben ihm aber lagen die Leichname dreier Elephanten; zwei andere lebten zwar noch, entfernten sich aber langsam Schrittes inmitten ihrer Begleiter. Aus schweren Verlebungen, welche ihnen der mit Mühe überwundene Feind beigebracht hatte, flossen Ströme von Blut.

Da das Rhinoceros nur wenig Angen dem Menschen gewährt, indem kein Theil desselben einen gewöhnlichen Handelsartikel der Europäer bildet, so ist die Jagd auf dasselbe eben nur eine Jagd, und zwar oft eine äußerst gefährliche, wiewohl es dem Menschen andererseits auch sehr leicht wird, eine solche Jagd fast ganz gefahrlos zu machen. Folgende Beschreibung liefert uns davon ein Beispiel.

Zu einer Rhinocerosjagd eingeladen, erzählt ein Reisender, begaben wir uns nach Ginsing an der östlichen Grenze der Residenz von Pe-talangang im niederländischen Ostindien. Nachdem wir da übernachtet hatten, versetzten wir uns auf den Weg nach dem zur Jagd bestimmten Platze, welcher etwa eine Viertelstunde vom großen Postmaste lag. Dichte Wälder, die sich nördlich wohl drei Stunden bis an die See erstreckten, schenken diesen ganzen Landstrich zum Aufenthalte des großen Wildes, worauf gejagt werden sollte, gemacht zu haben.

Man hatte eine große Strecke Landes umzäunt, und gleichlich waren schon drei Rhinocerosse und acht wilde Dörfchen, worunter sechs Stiere, ein Junges und eine Kuh, auf diesem abgeschlossenen Grunde zusammengetrieben. Der Platz wurde mit einem 3 bis 4 Fuß breiten und eben so tiefen Graben umgeben, um die Rhinocerosse zu verhindern, den Zaun zu durchbrechen, denn es ist bekannt, daß das Rhinoceros, dessen Kraft, wenn es wütend ist, nichts zu widerstehen vermag, sich durch einen kleinen Graben aufhalten läßt. In verschiedener Entfernung waren längs der Umzäunung kleine Hütten von Bambus, vom Grunde 8 bis 10 Fuß hoch, gebaut, in denen sich die Jäger vertheilten. An der Südseite waren Läusende von Zuschauern, welche aus den entfernten Dörfern zusammengetrommt waren, um den Anblick und Vortheil der Jagd zu genießen. Freilich hatten Hunderte von Javanen an der Hecke und dem Graben mitgearbeitet, weil sie sich auch

einen Anteil an der Beute versprachen. Vorzüglich sezen die Chinesen einen hohen Werth auf das Horn, die Haut und das Blut des Nashorns, und es ist merkwürdig, daß sowohl von Chinesen als Javanen dem Rhinoceroshorn dieselbe Eigenschaft zugeschrieben wird, welche man ihm, wie wir sehen, in alten Zeiten in Europa belegte, daß es nämlich durch gewisse Zeichen das Gift erkennen lasse. Ebenso halten sie auch das Blut desselben für nützlich bei schweren innerlichen Krankheiten. Die Haut, das Fleisch, die Zähne, kurz Alles, was vom Rhinoceros kommt, wird als Medicin oder Gegengift von den Javanen hochgeschätzt, das Fleisch der wilden Thiere aber gehört zu ihren Leckerbissen. Jeder wirkte daher eifrig mit, dieser Thiere Meister zu werden. Auf den höchsten Bäumen saßen Jäger und Javanen, welche, indem sie Schwärmer und ähnliches Feuerwerk in das Gebüsch warfen, das darin versteckte Wild aufzagen mußten.

Sobald wir uns auf die uns angewiesenen Plätze begeben hatten, hörte man das entsetzliche Gebrüll eines Rhinoceros, welches, nahe bei unserm Stande, durch ein kleines Gebüsch noch dem Auge verborgen war, aber durch das Geschrei der Menge und das Abbrennen der Feuerwerke aufgezeigt, schnell aus seinem Versteck zum Vorschein kam. Das Rhinoceros näherte sich uns langsam, und ich leugne nicht, daß mir beim ersten Anblick desselben sehr bange wurde und ich besorgt auf den kleinen Graben sah, der unsre bambusnen Stellagen von dem furchterlichen Feinde trennte.

Wir ließen das Nashorn sich nähern und feuerten unsre Gewehre nicht eher darauf ab, als bis wir dasselbe gut unter dem Schutze hatten, was denn auch das wütende Thier zum Weichen brachte, da es eine Wunde am Halse erhalten und die übrigen Kugeln ihm im Nacken saßen. Unsre Kugeln waren halb Blei, halb Zinn, so daß sie auf kurze Distance gut eindringen. Man sagt, daß Rhinoceros sei nur am Bauche, den Augen oder in der Nähe der Ohren verwundbar; ich fand jedoch auch vorn im Kopf mehrere mit Zinn gehärtete Kugeln tief eingedrungen. Von der Haut des Körpers waren verschiedene Kugeln abgeprallt und hatten etwa einen halben Zoll tiefe Löcher darin gemacht.

Das Rhinoceros, welches sich nun auf die westliche Seite des Jagdterrains zurückgezogen hatte, traf hier den Trupp wilder Thiere, welche, durch dasselbe verjagt, mit furchtbarem Gewalt blasend und schnaubend längs der Linie dahinrannten. Durch die ihnen beigebrachten Schüsse fielen zwei Stiere, und mehrere wurden verwundet. Das verwundete Rhinoceros verfolgte die Stiere bis in die Mitte des Jagdreviers, und traf hier ein zweites Rhinoceros, welches von der Ostseite angeführt kam; nun fand ein gewaltiges Gefecht zwischen diesen beiden Kolossen statt, von dem wir alle Zuschauer waren. Die Entfernung, in der sich die Kämpfenden von uns befanden, war indes zu groß, um ihnen mit der Kugel beikommen zu können; und ich glaube, wäre dies auch möglich gewesen, selbst der feurigste Jäger hätte bei diesem Anblick seine Waffen niedergelegt, da er hier in Sicherheit ein wunderbares und höchst seltenes Schauspiel genießen konnte. Das Gefecht war kurz, aber wütend. Das kleinere Rhinoceros, später als ein Weibchen erkannt, flüchtete mit einer schweren Wunde im Kopf vor seinem gewaltigen Verfolger; bald darauf zeigte es sich mit einem zweiten vor unserm Stande, und einige wohlangebrachte Schüsse streckten es tot auf dem Platze nieder. Das dritte schwer verwundete Rhinoceros trachtete nun in seiner Wuth, die Decke zu durchbrechen, so daß wir eine Silla (einspfündige Kanone), welche neben uns stand und mit Kartätschen geladen war, auf dasselbe abfeuern ließen, wodurch es zum Weichen gebracht wurde, wühend längs der Umzäunung hinlief, endlich aber, durch den Graben und das Geschrei der Zuschauer zurückgeschreckt, durch einen Schuß von einem der Bäume herab zu Boden gestreckt wurde.

Das übriggebliebene Rhinoceros, welches noch wütend umherlief, traf nun mitte im Jagdreviere ein wildes Schwein, und schleuderte dasselbe vermittelst seines Hornes mit solcher Kraft in die Höhe, daß es tot auf den Grund niederschräte. Der Trupp wilder Thiere wurde stets durch dasselbe verjagt. In einem zweiten Anfälle sahen wir es einer wilden Kuh den Bauch aufschlagen, so daß diese mit heraushängenden Eingewinden furchtbar brüllend im Reviere umherlief. Das verwundete Rhinoceros ließ nun in dem kleinen, rechts von uns gelegenen Gebüsch die haarräubendste Klagegeschrei ertönen, und bald sahen wir die Gestände sich unter seinem Eritte wie Grashalme beugen und dasselbe auf uns zukommen. Zufällig traf es hier auf das durch uns getötete Rhinocerosweibchen, welches mit gefährlicher Wuth von ihm angefallen wurde. Dieser Augenblick bot uns Gelegenheit wieder mehrere Schüsse auf das ohnehin schon schwer verwundete Thier zu thun, das in Folge dessen plötzlich die Flucht ergriff. Bald nachher zeigte es sich unter einem der großen Bäume auf der Südseite des Reviers; auf diesem Baume sah ein geschickter javanischer Jäger

aus Japara, der ihm einen tödlichen Schuß beibrachte und es somit fällte.

Allgemein war nur der Jubel und das Jauchzen, und Hunderte von Javanen drangen von allen Seiten in das Revier, um sich ihres Untheils an den Rhinocerosen zu versichern. Die Unvorsichtigen ließen sich selbst durch die umherirrenden wilden Stiere nicht abhalten, welche freilich, sehr abgemattet, sich in dichtes Geäst durch verborgen hatten, aber doch von Zeit zu Zeit mit einander kämpfend den Jagdgrund durchstürmten. Wir thaten das Mögliche, um die Javanen an der völligen Zerstörung der Rhinocerosse zu hindern, aber vergebens! — in kurzer Zeit waren sie der Haut und des Fleisches beraubt, und nur mit größter Mühe gelang es uns, die beiden Köpfe zu retten.

Das größte hatte ein Horn von nicht ganz der Länge eines Fusses, woraus ich schließe, daß die Thiere noch sehr jung gewesen sein müssen. Die noch übrigen wilden Stiere wurden einer nach dem andern niedergeschossen, und der kleinste lebendig eingefangen. Um drei Uhr Nachmittags lagen also drei Rhinocerosse und sieben wilde Stiere tot im Jagdbezirk und hiemit war unsre Jagd, welche Zuschauern wie Teilnehmern das größte Vergnügen gewährt hatte, beendigt. Wir kehrten nach unserem Stadtquartiere zurück, wohin auch der gefangene Stier gebracht wurde, hatten aber hier noch ein Abenteuer, das nicht wenig Stoff zu Scherz und Lachen gab. Um Mitternacht erwachte ich nämlich durch einen ungewöhnlichen Lärm im Hause; ich stand von meiner Schlafstelle auf und begab mich hinaus, als plötzlich der junge Stier, welcher aus seinem Käfige gebrochen war, auf mich losstürzte, in meine offene Schlaframmer rannte und Alles anfiel, was ihm in den Weg kam. Er verwickelte sich jedoch in den dichten Bettgarbinen. Schnell kamen wir alle zusammen, um eine neue Jagd zu beginnen, welche leicht gefährlicher, als die abgelaufene, geworden wäre, hätte nicht der junge Stier die offene Thür gefunden und so den Weg nach seiner Wildnis wieder eingeschlagen.

Das Rhinoceros nährt sich lediglich von Pflanzen, liebt feuchte und schattige Orte, namentlich Sümpfe und Moräste in düstern Wäldern. Es ist stumpfzinnig, träge, dumm und an sich äußerst fritseltig. Gezeigt dagegen zeigt es sich wild, bössartig und nicht zu bändigen. Während es im gewöhnlichen Zustande nur ein dumpfer Grunen von sich giebt, stößt es im Zorn ein durchdringendes Gebrüll aus, seine ungeheure plumpre Masse erhält eine furchtbare Leichtigkeit der Bewegungen, im schnellen Laufe zieht es mit dem Horne tiefe Furchen in die Erde, macht Sprünge, die man kaum für möglich halten sollte, und hebt sich wild in die Höhe. Da das Nashorn einen scharfen Geruch und ein feines Gehör hat, so ist es für den Reisenden sehr gefährlich, da es durch ein ungewohntes Geräusch zu blinder Wuth gereizt werden kann und dann mit seiner ganzen Wucht heranstürzt. Man hat Beispiele, daß ein solches Ungeheuer bei Nacht einem Wagen oder den davorgespannten Ochsen in die Seite gefallen ist und mit unerhörter Kraft Alles mit sich fortgeschleppt oder zertrümmert hat. Ein solches Thier auf der Flucht entzuholen, oder ihm zu entfliehen, wenn es verfolgt, ist fast unmöglich, indem es mit Leichtigkeit alles Gesträuch niedertritt und zerknickt, das ein Mensch oder ein Pferd umgehen muß. Indes muß man nur, von ihm verfolgt, Kaltblütigkeit genug haben und wenn es ganz nahe ist auf die Seite weichen, wobei man sich nur nicht auf die Windseite wenden und dadurch dem Thiere auf's Neus verrathen muß. Befolgt man diese Regel, so streift das wüthend anlaufende, aber mit schlechten Augen versehene Thier weit an dem Verfolgten vorbei.

Die Gestalt des Thiers zeigt die Abbildung. Es erreicht eine Länge von 10 bis 12 Fuß, und eine Höhe von 5 bis 7 Fuß. Die Haut hängt in lappigen Falten herunter, und ist so dick, daß Peitschen aus ihr geschnitten und undurchdringliche Schilder aus ihr gefertigt werden. Die Farbe ist bräunlich aschgrau. Das Merkwürdigste ist das auf der Nase in der dicken Haut wurzelnde, bewegliche Horn, welches eine Länge von 3 Fuß bei einem halben Fuß Dicke erreicht und eine furchtbare Waffe bildet. Wir können es uns nicht versagen, hier die angiehende Schilderung mitzuhören, welche Robert Maudie, ein englischer Reisender, von diesem Thiere giebt. Das Horn des Rhinoceros, sagt er, ist eine bei Weitem furchterliche Waffe, als der Stoßzahn des Elephanten. Es ist viel weniger zerbrechlich und zugleich empfindet das Thier bei einem noch so kräftigen Gebrauch desselben keinen solchen Schmerz, als dies der Fall sein würde, wenn dieses Organ gleich einem Stoßzahn im Knochen wurzelte. Dann ist es auch wegen seiner Größe eine so furchtbare Waffe, daß, selbst wenn das Nashorn durch Schußwunden entkräftet ist, doch letzteres von vorn anzugreifen selbst das verwegteste Thier nicht wagt. Die gewaltige Wucht des auf seinen stämmigen kurzen Beinen und breiten, mit drei mächtigen Zehen versehenen Füßen, wie auf schweren Pfosten hingepflanzten Thiers

bietet einen Widerstand und zugleich eine Alles niederkwerfende Gewalt dar, welchem kein Raubthier die Spize zu dienen vermag, während jedem, auch dem stärksten, der Stoß des Hornes schnellen Tod bringen muß. Geißt das Rhinoceros an, was es im schnellen Ansturze vermag, so ist der Erfolg entsetzlich, und geschieht dies dem Elephanten, so kann dieser Colos kein Heil nur in der Flucht suchen; vermag er das nicht, so bleibt ihm nichts anders übrig, als wenigstens den mädest verleglichen und empfindlichen Theil des Riesenleibes dargubieten. Aber selbst in diesem günstigsten Falle wird er, wie wir oben sahen, von dem entsetzlichen Stoße zu Boden geworfen.

Bis jetzt hat der Mensch noch nicht vermocht, das Nashorn in jene Abhängigkeit zu bringen, wie es ihm mit dem Elephanten gelungen ist. Wird es auch noch ganz jung eingefangen, so ist es nur als Menageriestück, nie aber als Hauss, oder gar Jagd- und Kriegsthier wie der Elephant zu gebrauchen, und selbst in der Menagerie vermag es nicht gleich den andern sogenannten wilden Thieren zur Obersetzung gebracht zu werden; denn obgleich es mit der Zeit einige Dankbarkeit gegen den Wärter zeigt, der ihm sein Futter reicht und es mild behandelt, verharrt es doch in dem ihm eigenhümlichen, störrischen und unlenksamen Wesen, welches mitunter, wie gesagt, in unabändige Wildheit ausbricht.

## 148—150. Die horizontale Sonnenuhr.

Die ältesten aller Uhren sind die Sonnenuhren, eine Erfindung der Chaldäer, die sich, wie die meisten Erfindungen, aus Babylon oder aus Indien über Aegypten nach Griechenland, von da nach Rom, und nach dem Berlasse Romas über das übrige Europa verbreitet hat. In Rom waren sie unter allerlei Formen so gemein, daß die Straßen, Päste und Villen damit angefüllt waren.

Die Römer hatten zweierlei Arten von Sonnenuhren, solche die in einer gewissen Stellung befestigt werden müssen, und tragbare, die man an jedem Orte, der von der Sonne beschienen wird, aufhängen konnte. Von der ersten Art ward vor etwa hundert Jahren eine in dem berühmten Tusculum, der Lieblingsvilla Cicero's, ausgegraben, vielleicht die nämliche, welche dieser edle Römer seinem kranken Freunde Liro schicken wollte. Eine von der tragbaren Art ward bald nachher in den Ruinen von Pompeji gefunden, und ist ein Beweis von dem bekannten Geschmack der alten Römer am Niedrigkomischen. Diese Uhr hat genau die Form eines Schinkens, der wie gewöhnlich an der Spize des Fusses aufgehängt wird; auf der breiten Fläche des Schinkens sind die Stunden durch mehrere gerade und kurvige Linien gezeichnet, und der natürlich gekrümmte Schwanz dient zum Zeiger, der durch seinen Schatten die Zeit angibt.

Im Folgenden wollen wir Anleitung geben, eine Art von Sonnenuhren zu beschreiben, die sich besonders im Freien, an einer offenen Gartenstelle, ohne alle Mühe einrichten läßt, und auf die manigfachste Art, wie wir weiter unten sehen werden, angebracht werden kann.

Um einen festen Anhaltspunkt zu haben, legen wir die Polhöhe von Braunschweig, die 52 Grad 15 Minuten nördlicher Breite beträgt, zu Grunde. Es ist jedem Mathematiker bekannt, daß bei der Berechnung der Sonnenuhren einige Minuten in Ansehung der Polhöhe mehr oder weniger eben keinen bemerkbaren Irrthum hervorbringen, selbst wenn es auch 1/4 Grad wäre. Das der hiernach berechnete Sonnenzeiger um die ganze Erde herum für jeden unter ähnlicher Polhöhe liegenden Ort brauchbar ist, versteht sich von selbst, während bei gröserer Entfernung von der gebrochenen Polhöhe oft schon eine geringe Veränderung in dem Winkel des Zeigers genügt, um die Uhr für jede Gegend Deutschlands und darüber hinaus brauchbar zu machen.

Die Sonnenuhr, welche Fig. 150 darstellt, ist die horizontale.

Um eine solche anzufertigen, verfahre man nach folgender Methode. Man ziehe (Fig. 148 a) auf einer Fläche eine gerade Linie AB an den Ort, wo man die 6te Stunde oder 6 Uhr hin verlangt, durchschneide dieselbe in der Mitte mit einer senkrechten Linie DE, die bei C auf AB unter einem rechten Winkel steht, und C sei das Centrum des Kreises, aus welchem man einen Kreis I EK beschreibe. Den Radius von C theile man in tausend Theile oder mache sich vielmehr einen tausendtheiligen Maßstab von der Länge des Stadios, auf welchem indeß nur von 15 zu 15 die Eintheilungen aufgetragen zu werden brauchen.

Die Eintheilung der Stunden auf dem Umkreis geschieht nach folgender, von 15 zu 15 Minuten trigonometrisch berechneten Tabelle, welche für jede Lageszeit die sogenannten Thoeden für anste Polhöhe angibt:

Nachmittags		Vormittags		
12 Uhr	— M. und — Uhr	— M. und — Uhr	— M.	0
12	15	11	45	51,77
12	30	11	30	103,51
12	45	11	15	155,75
1	—	11	—	208,47
1	15	10	45	261,62
1	30	10	30	315,16
1	45	10	15	369,61
2	—	10	—	424,92
2	15	9	45	481,02
2	30	9	30	538,40
2	45	9	15	597,52
3	—	9	—	656,63
3	15	8	45	717,27
3	30	8	30	779,31
3	45	8	15	842,07
4	—	8	—	905,09
4	15	7	45	970,12
4	30	7	30	1035,04
4	45	7	15	1099,98
5	—	7	—	1165,18
5	15	6	45	1229,48
5	30	6	30	1293,12
5	45	6	15	1355,02
6	—	6	—	1414,20
6	15	5	45	1471,40
6	30	5	30	1525,71
6	45	5	15	1577,45
7	—	5	—	1625,42
7	15	4	45	1670,01
7	30	4	30	1711,12
7	45	4	15	1748,67
8	—	4	—	1783,06
8	15	3	45	1814,08

Diese Tafel gebraucht man nun also: Man nehme Fig. 148 b. einen Punkt A auf einer horizontalen Fläche an, wo nämlich das Centrum der Uhr, d. h. derjenige Punkt sein soll, aus welchem alle Linien entstehen, ziehe um ihn herum einen Kreis FDE, wovon A der Mittelpunkt ist, lasse von da eine Perpendiculärslinie AD fallen, welches die Linie der 12. Stunde sein wird, und ziehe diese so lang als man will, bis auf den andern aus D gezogenen Kreis ABG, worauf die Stunden verzeichnet werden sollen. Auf den Kreis FDE trage man, und zwar immer von D aus, nach F und E die in der obigen Tabelle enthaltenen Chorden herum, und zwar in Theilen des von der Länge des Radius AD angefertigten tausendtheiligen Maßstabes. Alsdann ziehe man genau aus dem Punkte A (Fig. 148 b.) durch die gefundenen Punkte auf den Kreis FDE Linien und verlängere sie. Da, wo sie auf ABG hinfesten, zeichne man die Stunden an.

Die einfachste Methode, diesen Sonnenzeiger anzufertigen, ist jedenfalls die, daß man sich den unter Fig. 150 gezeichneten als eines Modells bedient. Nehmen wir an, in einem Garten solle ein horizontaler Sonnenzeiger auf einer feststehenden runden Tischplatte, sei dieselbe von Holz oder Schiefer, angelegt werden. Man braucht dann nur den Mittelpunkt unserer Abbildung Fig. 150 genau auf den Mittelpunkt der Tischplatte zu legen, oder, falls diese eckig ist, aus dem Kreiszentrum der darauf gelegten Abbildung einen Kreis auf dem Tische zu beschreiben und vermittelst eines entsprechend langen Lineals sämmtliche Linien und Striche nach einander auf die Platte zu ziehen, und man wird die Uhr vollkommen genau in vergrößertem Maßstabe auf den gewünschten Gegenstand übertragen haben. Wie bemerkten hier noch, daß die Unterabtheilungen der Stunden nur von 5 zu 5 Minuten angegeben sind. Man kann auf diese Weise auch eine Art natürlicher Sonnenuhr herstellen, indem man die Kreise und Linien durch Buxbaumreihen im Erdboden selbst bezeichnet und als Zeiger sich einer Stange oder eines (wie wir es einmal sahen) hochstämmigen Rosenstrauchs bedient.

Was den Zeiger dieser Sonnenuhr betrifft, so dient dazu (z. B. auf einer Tischplatte) am besten ein Blech, welches dreieckig ist, aus dem Mittelpunkte der Uhr (Fig. 148 b.) anfängt, auf die Linie, welche Mittag zeigt (AB), aufgerichtet und vermittelst zweier Kappen auf der Ebene befestigt wird. Die Figur, nach welcher dieses Blech verfertigt werden muß, wird folgendermaßen aufgerissen. Fig. 149 AB ist eine gerade Linie. Bei A macht man den Winkel x gleich der Polhöhe (für Braunschweig 52° 15'); y ist ein rechter Winkel, und der Winkel z wird alsdann gleich der Aquatorhöhe des Orts, weil die Aquator- und Polhöhe gleich einem rechten Winkel, alle drei Winkel eines Dreiecks aber zusammen gleich zwei rechten Winkeln sind. Der Winkel z wird also in Braunschweig gleich 37° 45' sein. Man braucht dies Dreieck nicht so groß zu machen, daß die Grundlinie AB (Fig. 149) vom Mittelpunkt A der Uhr bis unten an XII. gehe (Fig. 148 b.). Am Einfachsten läßt sich diese Frage dadurch lösen, daß man in A (Fig. 148 b.) einen Stift aufrichtet, der solche Länge hat, daß, wenn die Sonne am längsten Tage am höchsten steht, sein Schatten XII. erreicht; alsdann ist die Länge des Stifts gleich BC (Fig. 149), woraus dann AC und AB von selbst folgt.

Die in Fig. 150 gezeichneten Bogenlinien mit Angabe der Thierkreiszeichen geben den Auf- und Untergang der Sonne für uns an, und zwar ist je nach dem Eintreten der Sonne in die Himmelszeichen der

	Aufgang	Untergang
in Widder und Wage	6 Uhr — M.	6 Uhr — M.
— Stier und Jungfrau	5 : — : —	7 : — : —
— Zwillinge und Böwe	4 : — : —	7 : — : 52
— Krebs	3 : 44 : —	8 : 15 : —
— Skorpion und Fische	7 : 2 : —	4 : 58 : —
— Schütz u. Wassermann	7 : 54 : —	4 : 6 : —
— Steinbock	8 : 17 : —	3 : 42 : —

Es können in diesen Sonnenzeiger verschiedene Meridiane eingetragen werden, d. h. man kann Linien darauf ziehen, die, wenn der Schatten des Zeigers sie trifft, anzeigen, daß es an dem Orte, den man nun auch neben die Linie schreibt, eben Mittag ist. Die Erde bewegt sich von Abend gegen Morgen um ihre Axe, es ist folglich die scheinbare Bewegung der Sonne von Osten nach Westen. Die Dörter, welche mehr gegen Osten liegen, werden daher die Sonne eher sehen, also auch eher Mittag haben, aber auch die Sonne eher wieder verlieren, als die westlicher liegenden Dörter. Der Aquator, den man sich um die Erde setzt, ist in 360 Grade getheilt. In 24 Stunden ist auf dem ganzen Aquator Mittag gewesen, und alle Dörter, die unter gleichem Meridian liegen, haben zu gleicher Zeit Mittag oder jede andere Tageszeit. Da nun 15 Grad auf eine Stunde gehen, so hat, wer 15 Grad mehr östlich wohnt, eine Stunde eher Mittag, und wer 30, 45 etc. Grad mehr gegen Osten wohnt, hat 2, 3 Stunden etc. eher Mittag, und eben so umgekehrt, wer weiter westlich wohnt, hat um eben so viel später Mittag oder jede andere Zeit. Weiß man nun, wie viel mehr östlich oder westlich ein Ort liegt, als ein anderer (was man durch die Angaben guter geographischer Werke und eine leichte Rechnung rasch finden kann), so weiß man auch, um wie viel Zeit sie früher oder später Mittag haben. Weiß man auch nur von einem dieser Dörter (z. B. von der Insel Ferro) die Entfernung dieses Orts von dem unstrigen ebenfalls in Längengraden, so kann man auch bei solchen leicht den Unterschied der Meridiane und dadurch der Zeit finden. So hat z. B. Braunschweig 3 Min. eher Mittag als Holzminden, 31 Min. später als Stockholm, 4 St. 49 Min. später als Candia auf Ceylon, 44 Min. später als Warschau, 1 St. 20 Min. später als Petersburg, 2 St. 31 Min. später als Isfahan, 1 St. 16 Min. früher als Eissabon, 1 St. 50 Min. früher als die Insel Ferro, 3 St. 31 Min. früher als Rio de Janeiro, 5 St. 52 Min. früher als Quito, 8 St. 35 Min. früher als Californien, 10 St. 40 Min. früher als Otaheit, wonach die letzteren also fast unsere Antipoden sind. Nach diesen Berechnungen zieht man dann die Linien auf der Tafel und kann danach dann zugleich auch jede Stunde des Tages in diesen Dörtern wissen, da man die Mittagszeit im Verhältniß zu der unstrigen kennt.

### Un unsere Leser.

Auch am Schlusse des gegenwärtigen Fahrganges des „Archivs“ halten wir es für Pflicht, unsern Lesern den wärmsten Dank für die dem Blatte bisher geschenkte Theilnahme hiermit darzubringen. Giebt diese doch gerade den Beweis, daß unser Streben: nach allen Kräften die Saat des Möglichen auszustreuen, nicht ganz vergeblich war; finden wir doch darin nur Erfolg für mancherlei Opfer, die wir dem Unternehmen von jeher willig brachten. — Ebenso aber, wie wir um die Gunst des Publicums für den nun beginnenden neuen Fahrgang bitten, ersuchen wir aber auch jene Nachdruck-Institute, welche unter dem Titel „Lesefrüchte“ nur fremdes Eigenthum zu Märkte bringen, und welche rücksichtlos auch das Archiv ausbeuteten, mindestens so viel Ehrenhaftigkeit für die Folge zu zeigen, daß sie die Quelle nennen, aus welcher sie schöpfen und durch welche sie die Spalten ihrer Blätter füllen.

Braunschweig, den 31. December 1850.

# In h a l t.

Pag.	Nr. der Abbild.	Pag.	Nr. der Abbild.
Afrika, s. Löwenjagd.		64	
Alhambra, s. Löwenhof.		16	
Alligator, s. Krokodile.			
Anna von Österreich.			
Ausbewahren der Eier s. Eier.			
" Kartoffeln s. Kartoffeln.	41	92	
" des Obstes, s. Obst.			
Bandwurm, der, und Mittel dagegen	45	94-100	
Barometer, s. Dosenbarometer.			
Belgien und seine Verfassung	4	2	
Beutelthiere, die	43	93	
Bilderrahmen aufzufrischen, s. Vergoldete Rahmen.			
Blattläuse, Mittel sie zu vertreiben	56		
Bleichen des Elsenbeins s. Elsenbein.			
Bleirohren, als Blitzableiter	24		
Blitzableiter, s. Bleirohren.			
Blumen, Verfahren sie frisch zu erhalten	64		
Botanik, s. Pflanzenkunde.			
Brandwunden, Mittel dagegen	88		
Brasiliens, s. Colonie, die deutsche in			
Brüssel, Stadthaus zu, s. Belgien.			
Champignons, Kultur der	52	105-109	
Chinesische Sitten	70	121	
Gollin's Desinfictpulver, s. Desinfictpulver.			
Colonie, die deutsche, Donna Francisca in Brasiliens	19	38, 39	
Kultur der Champignone, s. Champignons.			
Dachs, der	78	138	
Desinfictpulver, Gollin's	15		
Donna Francisca, s. Colonie die deutsche in Brasiliens.			
Dosenbarometer	47	101, 102	
Dünger, das, Einfluss der Zeit desselben auf die Saat	16		
Eier aufzubewahren	64		
Eisenlack, s. Schmiede-, Schlosser und Eisengusswaren.	48		
Elsendeln zu bleichen	56		
Entfernen zu messen, s. Höhen.			
Fleißflecke aus Büchern ic. zu bringen s. Flecke ic.			
Flecke aus Büchern und Kupferstichen zu vertilgen	55		
Flecke und Schmutz von mit Delffarbe angestrichenen Gegenständen zu entfernen	56		
Fleigen, Vertilgung der, durch Quastaholz	16		
Frankreich, Ende zweier Herrscher desselben	33	71	
Gegengift, s. Kohle, thierische			
Gemsenjagd, die	57	110	
Gusswaren, Eisenlack für, s. Eisenlack.			
Härteln, das, stählerner Werkzeuge	15		
Höhen und Entfernen leicht zu messen	14	33-36	
Hohenzollern, Burg	11	26	
Holz gegen Wurmfräss zu schützen, s. Wurmfräss.			
Impulsoria, die	62	112	
Java, s. Indier.			
Indier, die, auf Java	17	37	
Kaimann, s. Krokodile.			
Kaffee-Surrogat, Kölner	15		
Kartoffeln, Aufbewahrungsmethode der			
Kintel, Gottfried	88		
Kleider, Mittel wollene, abgetragene zu reinigen	8		
Kohle, thierische, als Gegengift	24		
Kornwurm, Theer gegen den	24		
Kreuzotter, giftige	27	41, 42	
Krokodile, die	84	144	
Lack für Eisenwaren s. Eisenlack.			
Lichte, Verfertigung der, s. Tafellichte.			
Löwenhof, der, in der Alhambra	36	72	
Löwenjagd. — Nordafrika	65	120	
Ludwig XVI. s. Frankreich.			

Hierzu das Musikalische Bouquet № 12.

Amsterdam,  
bei W. E. Seindrath.

Copenhagen,  
bei F. A. Höst.  
bei G. & W. Weiermann Grobbers 65 Broadway.

St. Petersburg,  
bei H. Schmid orff.

Schnellpressendruck der Gebrüder Meyer in Braunschweig.